

Konflikt – Selbstverständnis – Symbol

Erfahrungen aus pastoralpsychologisch orientierter Fortbildung

MICHAEL KLESSMANN

Fortbildung stellt häufig den Testfall für einen gelungenen oder nicht gelungenen Theorie-Praxis-Regelkreis dar. Die folgenden Beobachtungen und Reflexionen entstammen einem solchen Zusammenhang, der sich in den Dreischritt von Beobachten, Reflektieren, Handeln gliedert.

1 Beobachtungen

Den Ausgangspunkt dieser Beobachtungen bilden mehrere Fortbildungen (bzw. einzelne Fortbildungsabschnitte) zum Thema »Konflikte im Pfarramt«.¹ Es meldeten sich jedes Mal deutlich mehr InteressentInnen an als wir aufnehmen konnten, der Leidensdruck im Zusammenhang mit diesem Themenbereich schien erheblich zu sein. Gruppen von zwölf bis vierzehn jungen Pfarrerinnen und Pfarrern, mehrheitlich in den ersten Amtsjahren, nahmen jeweils an den Fortbildungen teil.

Zu Beginn eine Vorstellungsrunde: Wer bin ich? Wo komme ich her? Was charakterisiert meine Arbeit zum gegenwärtigen Zeitpunkt? Und: Welcher Konflikt hat mich in meiner Arbeit in den letzten zwei Wochen besonders beschäftigt?

Die erste Bilanz, die sich im Verlauf der Woche noch deutlicher bestätigt, klingt erschreckend:

- Es handelt sich z.T. um massive Konflikte, die die Beteiligten immer wieder beschäftigen und sie auch deutlich mit Anspannung und Unruhe erfüllen;
- Die Mehrzahl der Konflikte spielt sich zwischen den Kollegen/Kolleginnen im Pfarramt ab. Konflikte im bzw. mit dem Presbyterium sowie mit dem Ehepartner/der Ehepartnerin über Zeitmanagement zwischen Beruf und Privatleben tauchen ebenfalls häufiger auf.

Zwei Beispiele pars pro toto:

1. Pfarrer X. ist in den 2. Bezirk einer Gemeinde am Stadtrand gewählt worden, es ist seine erste reguläre Pfarrstelle; der ältere Kollege, Pfarrer Y., bereits seit vielen Jahren am Ort, legt gleich zu Beginn bei den Arbeitsabsprachen Wert darauf, daß die Bezirke mit ihren jeweiligen Aktivitäten – außer den Gottesdiensten in der gemeinsamen Kirche – klar getrennt blei-

1 Ich ziehe hier die Erfahrungen mit mehreren Fortbildungen zu diesem Thema zusammen; darüber hinaus spielt das Thema in Kursen der Klinischen Seelsorgeausbildung (KSA) häufig eine große Rolle.

ben. Erst nachdem Pfarrer X. schon einige Monate dort ist, merkt er, daß der ältere Kollege des öfteren Gemeindeglieder aus dem 2. Bezirk auf seine Veranstaltungen im 1. Bezirk hin anspricht und sie geradezu abwirbt. Freundlich von Pfarrer X. darauf angesprochen, spielt Y. die Sache herunter, das seien ein paar Einzelfälle gewesen, weil er die Leute halt schon lange kenne. Wie X. jedoch zuverlässig erfährt, beendet Y. diese Aktivitäten nicht, es gibt immer wieder solche »Einzelfälle«. X. ist ärgerlich, fühlt sich verletzt und nicht ernst genommen; zugleich sieht er keinen Ausweg, da er sich an einen offenen Konflikt mit Y. nicht herantraut.

2. Einer der Presbyter im Presbyterium in N-dorf ist Herr M., ein pensionierter Lehrer, ein Vielredner: Er dominiert jede Sitzung mit langen, besserwässerischen Monologen bei allen sich bietenden Gelegenheiten. Pfarrer F. ist genervt, andere Presbyteriumsmitglieder sprechen ihn außerhalb des Presbyteriums an, wie schwierig und kaum auszuhalten es mit Herrn M. sei. Vorsichtige Hinweise während der Sitzung, Herr M. möge sich kürzer fassen, fruchten nichts. Pfarrer F. wagt es nicht, Herrn M. zu Hause aufzusuchen und ihm klipp und klar seinen Eindruck zu sagen: Herr M wäre wahrscheinlich sehr gekränkt und würde in Zukunft wegbleiben, das könne man ihm nicht antun, sagt Pfarrer F.

– Manche der Beteiligten wirken eher rat- und hilflos in solchen Konflikten; ihre Fähigkeit, den Konflikt und ihren Anteil daran zu durchschauen, die Initiative zu ergreifen, sich abzugrenzen, klar zu kommunizieren, sich Hilfe (etwa in Form von Supervision) zu holen etc. ist oft gering ausgeprägt. Den Konflikt herunterspielen, hoffen, daß er von alleine vorbeigeht, daß sich die Dinge »irgendwie« regeln – statt gezielt und offen daranzugehen – ist eine häufig angewandte Strategie.

– Es gibt viel unterdrückte, ohnmächtige Wut und auch schon lange aufgestauten Groll, ausgelöst von der Erfahrung, des öfteren der/die jüngere, schwächere im Konflikt zu sein und an der Konfliktlage insgesamt anscheinend nichts ändern zu können. »Wenn ich nicht Pfarrer wäre ...« sagt einer bei der Erzählung einer Konfliktszene und versetzt seinem vorgestellten Gegenüber einen Fausthieb – das zustimmende Gelächter der Runde verrät die aggressiven Phantasien und Emotionen, die sich da angesammelt haben und die bisher keinen angemessenen Ausdruck gefunden haben.

– Damit klingt schon an, daß auch die christliche Glaubenseinstellung der Teilnehmenden immer wieder eine wichtige Rolle spielt: Man soll doch seine Nächsten lieben, gerade in solchen schwierigen Situationen, sagen einige wiederholt; wäre es nicht besser, in einem derartigen Konflikt zu vergeben (und zu vergessen)? Müßten nicht gerade die, die den christlichen Glauben hauptberuflich vertreten, mit gutem Beispiel vorangehen? Es scheint, als ob die christliche Tradition bereits die aufmerksame Wahrnehmung wie auch die Ausbildung einer angemessenen Sprache für zwischenmenschliche Konflikte einschränkt und verhindert und damit die Angst, alles könnte nur noch schlimmer werden, wenn man den Konflikt offen anspricht und zu klären versucht, vergrößert.

– Damit ist unmittelbar das Selbstverständnis der Beteiligten als Pastoren und Pastorinnen tangiert: »Was bin ich für ein Pfarrer, daß ich solche Konflikte habe und nicht besser damit umgehen kann?« sagt einer. Der Pfarrer als der von Berufs wegen vorbildliche »gute Mensch« und als der gläubige Christ, der eigentlich über solche Schwierigkeiten erhaben sein sollte, fühlt sich im Zentrum seines Selbstverständnisses irritiert und in Frage gestellt.

Lernen bedeutet mit Ernst Lange »die Wahrnehmung der eigenen Lebenssituation als Problem, und die Lösung dieses Problems in Aktion und Reflexion.«²

Für den vorliegenden Zusammenhang heißt das: Es ergeben sich für die Durchführung der Fortbildungen vor allem zwei Aufgabenstellungen bzw. Ziele:

1. Es geht um eine verbesserte und differenziertere Wahrnehmung der jeweiligen Konfliktsituationen und um Einübung bestimmter Kommunikations- und Konfliktstrategien, um zu einer Verbesserung der Konfliktfähigkeit im Beruf wie im Alltag insgesamt beizutragen; entsprechend bilden die Analyse von Fallberichten, Rollenspiele sowie Übungen zur klaren Kommunikation (sich abgrenzen, nein sagen, klare Ziele formulieren etc) und die Entwicklung von Strategien zur Konfliktlösung einen Hauptteil der Arbeit.
2. Die »Konfliktfähigkeit im Glauben« und, eng damit verbunden, das Selbstverständnis als Pastor/Pastorin muß ebenfalls Gegenstand der Arbeit sein. Hier haben sich, meistens aus der religiösen Sozialisation stammend, besondere Hemmungen im Blick auf die Wahrnehmung und Austragung von Konflikten gebildet, die noch dazu durch eine theologisch ideologisierte Überhöhung gewissermaßen den Kern dieser Schwierigkeit ausmachen.

Das erste Ziel zu bearbeiten, gelingt grundsätzlich gut: Methoden des Konflikttrainings kennenzulernen und ansatzweise einzuüben, durch Rollenspiele und Kommunikationsübungen einen klareren Kommunikationsstil, einen anderen Umgang mit Ärger und Aggression, mit der Problematik der Abgrenzung auszuprobieren, all das stößt auf viel Interesse und Bereitschaft.³

Es bleibt jedoch gewissermaßen äußerlich und beschränkt auf's Technische, wenn es nicht zu einer Verschränkung mit der zweiten Aufgabenstellung kommt. Der Konfliktfähigkeit im Glauben ist allein »technisch« durch das Erlernen von Konfliktlösungsstrategien nicht beizukommen. Ebenso ist eine therapeutische Bearbeitung biographischer Hintergründe solcher Konflikt-Ängste in diesem Setting und dieser kurzen Zeit lediglich ganz ansatzweise möglich. Auch die kognitive Vermittlung von Information hat nur eine sehr begrenzte Wirkung.

Vor diesem Hintergrund bietet sich die Idee an, mit Hilfe symbolischen Spiels – wie es beispielsweise im Bibliodrama oder in der Symboldidaktik Gestalt gewinnt – Neues und Anderes, das gewissermaßen tiefer geht und auch das Selbstverständnis der Teilnehmenden tangiert, ausprobieren zu können.

2 Reflexion

2.1

Die Pastoralpsychologie ist mit ihrem Symbolverständnis stark von der Konzeption, wie sie Joachim Scharfenberg entwickelt hat, geprägt. »Symbole sollen helfen, das Leben zu be-

2 E. Lange, Sprachschule für die Freiheit, München 1980, 125.

3 Literaturhinweise zu diesem Themenbereich: G. Bach/Y. Bernhard, Aggression Lab. Das Trainingsmanual für faires Streiten und Veränderung. Deutsche Studienausgabe, Bonn 1971; K. Berkel, Konflikttraining, Heidelberg⁴1990; P. Bukowski, Kirche und Konflikt, PTh 80 (1991) 332–351; M. Deutsch, Konfliktregelung, München/Basel 1976; M. Klessmann, Ärger und Aggression in der Kirche, Göttingen 1992.

wältigen«, heißt es programmatisch bei Scharfenberg⁴. Eine solche Hilfe geschieht dort, wo Symbole die Grundambivalenzen, die Grundkonflikte des Menschen aufnehmen und zum Ausdruck bringen, und zwar die Grundambivalenzen von Regression und Progression (der Konflikt von Zeit und Raum), von Partizipation und Autonomie (der Konflikt von Individuum und Gemeinschaft) und von Anpassung und Phantasie (der Konflikt von Realität und Phantasie).⁵ Symbole sind für Scharfenberg immer auf diese innerpsychischen Konflikte bezogen, sie artikulieren sie und bieten gleichzeitig Lösungsmöglichkeiten an: So drücken beispielsweise die Symbole von Kreuz und Auferstehung eine Vielfalt von Spannungen aus, von Tatsache und Möglichkeit, von Machtlosigkeit und Macht, von Verzweiflung und Hoffnung, von Scheitern und neuem Anfang etc.⁶ – All diese und weitere Lesarten sind hier gleichsam gebündelt und die therapeutische bzw. pastoralpsychologische Kunst besteht darin, gerade die Vielzahl der Deutungsmöglichkeiten, ihre inhärente Spannung wie ihre Bedeutung im jeweiligen Lebens- und Glaubenszusammenhang aufzudecken.⁷

Indem Scharfenberg Symbole in der genannten Richtung zu deuten versucht, will er sie aus der Partikularität individuell-privatistischer Bedeutungen (wie im Extremfall in der Psychose) herausholen und der allgemeinen, überindividuellen Kommunikation (wieder) anschließen. So können sie Brücken zu gelingender Intersubjektivität bilden.⁸

Deutlicher als Scharfenberg möchte ich hier den Zusammenhang von inneren und äußeren Konflikten herausstellen. In seiner »Einführung in die Pastoralpsychologie« heißt es:

»Wir haben absichtsvoll dem innerpsychischen Konflikt den Vorrang eingeräumt. Es wird noch zu zeigen sein, welche Vorteile es im Falle des Aktualkonfliktes haben kann, wenn man ihn bis zu seinen innerpsychischen Wurzeln zurückverfolgen kann. Damit soll natürlich der äußere Konflikt in seiner Bedeutung nicht herabgesetzt werden, nur kann eine psychologische Betrachtungsweise hier naturgemäß wenig zur Differenzierung beitragen.«⁹

Gerade an dem letzten Punkt traut Scharfenberg dem Symbol offenbar zu wenig zu, reduziert damit die Möglichkeiten auch einer »äußeren« Konfliktbearbeitung.

Das wird deutlicher, wenn man mit H.G. Soeffner dem Symbol die Funktion der »Arbeit am Widerspruch« und damit eine paradoxe Struktur zuschreibt.¹⁰

»Sie (sc.: die Symbole) veranschaulichen bildhaft eine (neben anderen) grundlegende Form des Umgangs mit Widersprüchlichkeit und Gegensätzlichkeit: sie repräsentieren

4 J. Scharfenberg/H. Kämpfer, *Mit Symbolen leben*, Olten/Freiburg 1980, 143.

5 Vgl. auch J. Scharfenberg, *Einführung in die Pastoralpsychologie*, Göttingen 1985, 54ff.

6 Vgl. *Dictionary of Pastoral Care and Counseling*, Art. Cross and Resurrection, Nashville 1990, 251f.

7 Eine sehr eindrückliche Umsetzung dieser Symbole für die Seelsorge findet sich in dem Aufsatz von C. Morgenthaler, *Der unvollendete Pullover. Pastoralpsychologische und -theologische Betrachtungen zu Kreuz und Auferstehung Jesu*. *Ev. Theol.* 57 (1997), 242ff.

8 Zur kritischen Auseinandersetzung mit Scharfenbergs Symbolkonzeption vgl. H. Wahl, »Zwischen« Theologie und Psychoanalyse: Joachim Scharfenbergs Impulse für die Religions- und Pastoralpsychologie. *WzM* 49 (1997), 439ff.

9 A.a.O. 59.

10 H.G. Soeffner, *Zur Soziologie des Symbols und des Rituals*. In: *Das Symbol – Brücke des Verstehens*, hg. v. J. Oelkers/K. Wegenast, Stuttgart/Berlin 1991, 63ff.

gleichzeitig einen punktuellen Widerspruch und den Prozeß seiner Harmonisierung. Sie markieren einen bedeutsamen Schritt innerhalb eines Problemüberwindungsprozesses, an dessen Anfang die Erfahrung von Unsicherheit, gefolgt von reflexiv festgestellter Widersprüchlichkeit und Zweifel stehen, die dann aber von uns in angestrenzter Arbeit der Vorstellungskraft zu einem spielerisch aufgehobenen Gleichgewicht der Gegensätze, zu einer ästhetischen Balance der Widersprüche geglättet werden ... Sie verweisen auf die Notwendigkeit, mit und in Widersprüchen zu leben und zugleich auf eines der Hilfsmittel, mit diesen Widersprüchen umzugehen.«

Die im Anfang angedeuteten Konflikte weisen eine solche Widersprüchlichkeit und Spannung auf: Der Wunsch nach Konfrontation und die Angst davor, der Wunsch nach Abgrenzung und die Angst vor Isolation und Strafe, das Gefühl von Wut, verbunden mit einem Bedürfnis nach Rache einerseits, das Ideal von Vergebung und Verzeihung andererseits. Diese Spannungen können und sollen im symbolischen Spiel ausgedrückt und bearbeitet werden.

2.2

Läßt sich noch genauer beschreiben, wie eine solche Konfliktbearbeitung im Symbol, im symbolischen Spiel geschieht?

Menschen sind permanent zur Deutung dessen, was ihnen begegnet, herausgefordert. Alles Verhalten der Mitmenschen wie der Umwelt ist mehrdeutig; Wahrnehmen und Handeln sind insofern notwendigerweise immer schon von impliziten Deutungen geleitet. Dabei haben Wirklichkeitsdeutungen die Neigung sich zu verfestigen; nur so bieten sie Sicherheit an. Das von Festinger beschriebene Phänomen der kognitiven Dissonanz oder die psychoanalytische Theorie von den Abwehrmechanismen legen dafür beredtes Zeugnis ab: Der Wunsch nach Konsonanz, nach Eindeutigkeit, nach Reduzierung von Komplexität ist oftmals so stark, daß jede Dissonanz – und damit jede Veränderung – abgewehrt wird.

Das Symbol ist demgegenüber geeignet, Eindeutigkeiten aufzulockern: Als »Region des Doppelsinns«, »wo die Sprache Zeichen verschiedenen Grades produziert, in denen der Sinn sich nicht damit begnügt, etwas zu bezeichnen, sondern einen anderen Sinn bezeichnet, der nur in und mittels seiner Ausrichtung zu erreichen ist«¹¹ eröffnet es geradezu Mehrdeutigkeit in einer spezifischen Weise. Die Gehalte eines Symbols werden nicht diskursiv nachvollzogen, sondern »analog« (im Gegensatz zu digital) erfaßt in einem gewissermaßen prä-rationalen, prä-argumentativen Modus, der einen ungewohnten Zugang zur Wirklichkeit eröffnet.¹² Am Beispiel des kindlichen Spiels beschreibt K. Mollenhauer diesen Vorgang folgendermaßen:

11 P. Ricoeur, *Die Interpretation*, Frankfurt 1974, 29.

12 Schon O. Haendler hat im Anschluß an C.G. Jung auf diesen anderen Wahrnehmungsmodus verwiesen im Zusammenhang einer Entfaltung der Bedeutung der Meditation für die Predigt: »... daß das Wesenhafte des Seins nur im Bilde faßbar ist ... daß alle echte begriffliche Erkenntnis als zweite und getragene Schicht auf Erkenntnissen aufbaut, die in der Bildschicht gewonnen ist.« *Die Predigt*, Berlin ²1949, 159. Haendlers Thesen sind weitgehend unbeachtet geblieben und erst mit der Entstehung der Pastoralpsychologie in den 70er Jahren neu aufgegriffen worden.

»Im Symbolspiel bringt das Kind ... sein ›Ich‹ hervor als eines, das zwei relative Freiheiten genießt: frei von den alltäglich-praktischen Zumutungen, von Erwartungen und korrespondierenden Affekten/Gefühlen ... und frei von der Schwierigkeit erkennen zu sollen ... Nicht anders ergeht es dem aufmerksamen Erwachsenen, wenn er eine Zeichnung von Joseph Beuys oder Cy Twombly sieht, oder wenn er die ›Kinderszenen‹ von Robert Schumann hört ... Wir fühlen uns, indem wir die besondere symbolisch-ästhetische Wirkung realisieren, ›spüren‹ und uns auf dieses Spüren wie das Kind im Spiel konzentrieren, auf eigentümliche Weise ›frei‹.«¹³

Diese eigentümliche Freiheit hat mit der »analogen« Auffassung im symbolisch-ästhetischen Bereich zu tun: Alltägliche Bewußtseins-Zensur und gesellschaftliche Konvention treten in den Hintergrund, ungewohnte und ungewöhnliche Einfälle und Phantasien werden freigesetzt. »... die begrifflich vermessenen Orientierungen (werden) suspendiert und die Bedeutungen vorbegrifflicher Sinneserfahrungen aktiviert ...«¹⁴

Symbole und symbolisches Spiel bieten also einen erweiterten, z.T. prä-rationalen Wahrnehmungsmodus an, der es ermöglicht, neue Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen zuzulassen und auszuprobieren.

2.3

Eine weitere Konkretion des Prozesses zur symbolischen Konfliktbearbeitung läßt sich verdeutlichen an dem paradoxen Angebot des Symbols sowohl zur Identifizierung als auch zur Distanzierung.

Aus der symboldidaktischen Arbeit im Bereich der Religionspädagogik beschreibt Baldermann sehr anschaulich, wie Kinder in der Arbeit an einem Psalmen bzw. einzelnen Sätzen aus dem Psalm (z.B. Ps 31,19: »Ich bin wie ein zerbrochenes Gefäß«) einerseits ihre eigene Angst wiederentdecken und sich neu mit ihr identifizieren können, sich andererseits und gleichzeitig von ihr distanzieren durch die fremde Sprache der Psalmen: Es ist ja ein anderer, der dort von der Angst spricht – und gleichzeitig erkenne ich meine eigene Angst in dem anderen wieder – aber dieses Wiedererkennen bringt die eigene Angst bereits auf Distanz und verändert sie damit.¹⁵

2.4

Das Bibliodrama als »Symbolspiel«¹⁶ verknüpft nun die angedeuteten Wirkungsweisen des Symbols mit denen des Spiels: Aufnehmen und Ausdrücken von Widersprüchen, vertiefte und erweiterte Wahrnehmung sowie das Angebot zur Identifikation und Distanzierung zugleich. Das Spiel seinerseits braucht eine Atmosphäre des Vertrauens, so daß Zwänge und Verhaltensschemata »im entspannten Feld eine Lockerung erfahren«: Das Subjekt kommt in

13 K. Mollenhauer, Die Funktion des Symbols in der Erziehung. In: Das Symbol – Brücke des Verstehens, hg. v. J. Oelkers/K. Wegenast, Stuttgart 1991, 108.

14 Mollenhauer, ebd. 106.

15 I. Baldermann, Kinder entdecken sich selbst in der Sprache der Psalmen. In: Das Symbol – Brücke des Verstehens, hg. v. J. Oelkers/K. Wegenast, Stuttgart/Berlin 1991, 198ff; vgl. auch *ders.*, Wer hört mein Weinen? Kinder entdecken sich selbst in den Psalmen, Neukirchen-Vluyn³1992.

16 Diesen Begriff benutzt J. Bobrowski, Bibliodramapaxis, Hamburg 1991, 7.

einen ambivalenten Schweb- und Gleichgewichtszustand eigentümlicher Art, Handlungsabläufe sind nicht mehr in einem »Aktionstunnel« vorgeschrieben, sondern werden offener, flexibler und reicher an Alternativen.¹⁷

Jakob Moreno, der Begründer des Psychodrama, bezeichnet die soziologische Rollentheorie (»Rollenübernahme« als der Prozeß, durch den ein Individuum in vorgeschriebene soziale Bahnen hineinwächst) geradezu als »Rollenkonserve«, dem er sein eigenes Konzept der freien und kreativen, von gesellschaftlichen Erwartungen abweichenden »Rollenkreation« gegenüberstellt.¹⁸ Und gerade die fremde, noch dazu symbolisch hoch bedeutsame Rolle im Bibliodrama (ich bin nicht nur XY, sondern Abraham oder Maria) ermöglicht andere, neue Wahrnehmung, anderes Fühlen und Handeln.

3 Handeln

In Fortbildungen gibt es immer den Wunsch, spielerisch zu arbeiten, spielerisch etwas auszuprobieren. Dahinter steht das Bedürfnis, auf eine andere als die übliche diskursive Weise miteinander in Kontakt zu treten (s.o.), auch die nonverbal-intuitiven Dimensionen von Kommunikation stärker zum Ausdruck zu bringen, in fremden Rollen Neues spielerisch – und d.h. mit herabgesetzter Zensur (»so etwas würde ich sonst nie tun«) – auszuprobieren.

Um diesem Wunsch zu entsprechen, haben wir bibliodramatische Arbeitseinheiten immer auch zum Bestandteil solcher Fortbildungen gemacht, allerdings nur in einem zeitlich und damit auch in den methodischen Möglichkeiten ziemlich begrenzten Umfang.

Zunächst steht die spielerische Dimension im Vordergrund, ganz abgesehen von der speziellen Thematik der Fortbildung: Es entsteht eine im Anfang ganz zweckfreie, ungerichtete Vielfalt von Anstößen und Wirkungen, eine Verlebendigung der einzelnen wie der Gruppe als ganzer (»wofür ich innere Vorstellungen habe, dort werde ich lebendig«¹⁹). Das Thema der Woche – das zeigt sich meistens später – stellt aber natürlich eine unterschwellige, unbewußte Fokussierung dar, die dann in der Auswertung aufgegriffen und genutzt werden kann.

Zwei Beispiele sollen diesen Prozeß und seine möglichen Auswirkungen verdeutlichen.

3.1

Eine Gruppe beschließt, einen Abend lang die »Hochzeit zu Kana«, Joh 2,1–11, bibliodramatisch zu bearbeiten. Auf eine Entspannungsphase folgt die Textverlesung, dann erste Rollen-Identifikationen, Ausprobieren von Haltungen und Gesten, danach Dialoge zwischen den »gewählten« Personen oder Gegenständen. Gerade diese Dialoge erweisen sich als un-

17 Im Anschluß an *G. Klosinski*, Spiel und Psychotherapie unter besonderer Berücksichtigung des Psychodramas, In: Themenheft der Zeitschrift Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, Bd. 15, Heft 3,4, 1980, 166.

18 Dazu ausführlicher *H.B. Weiner, A.F. Knepler*, Rollentheorie und Rollenspiel. In: *Angewandtes Psychodrama in Therapie, Pädagogik, Theater und Wirtschaft*, hg. v. *H. Petzold*, Paderborn 1972, 62ff.

19 *M. Martin*, Bibliodrama – ein Modell wird besichtigt. In: *Bibliodrama*, hg. v. *A. Kiehn* u.a., Stuttgart 1987, 45.

gewöhnlich dicht und intensiv, das ist während der Gespräche klar spürbar; es wird auch von den Beteiligten in der Schlußauswertung noch einmal deutlich unterstrichen.

In diesem Zusammenhang ist ein Gespräch zwischen »Jesus« und seiner »Mutter Maria« besonders bemerkenswert: Pfarrer F., Anfang dreißig, in der Gruppe relativ zurückhaltend bis schüchtern, hatte etwas zögernd gesagt, daß er die Person des Jesus spielen wolle. Auf die Frage, was ihn an dieser Rolle reize, hatte er geantwortet, daß er gern mal ein »machtvoller« Mann sein wollte. Im Gespräch mit Maria ist er dann wirklich so machtvoll, daß einige in der Gruppe regelrecht erschrocken sind: »Laß mich in Ruhe und misch dich nicht in meine Angelegenheiten« herrscht er seine Mutter an, ungewöhnlich kraftvoll, energisch und klar.

Beim Rollenfeedback ist seine Freude unübersehbar: »Ich war noch nie so kräftig und klar, es ist toll, so auftreten zu können. Aber ich glaube, ich habe das nur gekonnt, weil ich ja irgendwie der Jesus war. Daß der das gekonnt hat, hat mir Kraft gegeben, hat mich ermutigt. Ich hab das gar nicht überlegt, es kam einfach so – jetzt, im Rückblick, merke ich, wie ich schon wieder anfangen zu zögern. Meiner Mutter würde ich gern mal so etwas sagen, oder bestimmten Leuten in der Gemeinde, aber als F. kann ich das wohl nicht.«

Im weiteren Gespräch über sein Spiel ging es vor allem darum, ob und wie er ein wenig von dem »Selbstbewußtsein« und der Konfliktfähigkeit, die er als »Jesus« hatte, für sein Selbstverständnis als Pfarrer F. und auch als Sohn gegenüber seiner Mutter bewahren und lebendig halten kann. Natürlich gab es da keine Patentrezepte; das Entscheidende schien mir zu sein, daß er im symbolischen Spiel ein anderes Selbstverständnis, eine andere Verhaltensweise »geschmeckt« hatte; seine sonstige Angst vor Konflikten war in dieser Rolle aufgehoben gewesen und von einer Autorität her in für ihn ungewohnter Weise gedeckt, der ihn sonst quälende Widerspruch für eine kurze Zeit aufgehoben; damit war in kleinen Ansätzen ein neues inneres Bild entstanden, auf das er zurückgreifen und an dem er sich in Zukunft vielleicht wieder und neu orientieren kann.

3.2

In einer anderen Gruppe arbeiten wir mit Psalm 76, in dem der Zorn und die furchtbare Macht Gottes eine besondere Rolle spielen. Jedes Mitglied der Gruppe hat den Text vor sich; die Arbeitsanweisung lautet, daß der Text – nach stillem Lesen – von verschiedenen Personen mehrfach hintereinander – wie eine Litanei – laut gelesen wird – ohne Gespräch dazwischen.

Im Anschluß an diese Lesungen werden die Teilnehmenden gebeten, jeweils für sich einen »eigenen Psalm« zu schreiben. (45 min stehen dafür zur Verfügung) Wir gehen davon aus, daß es auf dem Hintergrund des biblischen Psalms leichter ist, eigene Ausdrucksmöglichkeiten zu finden: Es kommt im Idealfall zu einer Art »Horizontverschmelzung« zwischen biblischer und gegenwärtig-individueller Sprache. Der Text hat eine eigene und eigentümliche Sprachmächtigkeit entfaltet. Durch das mehrfache Hören, Lesen und Wiederhören wird man in seinen Sprachduktus, in seine Bilder hineingenommen; eine Identifikationsmöglichkeit wird angeboten, die gleichzeitig – durch die »fremde« Sprache – Distanz und Gebrochenheit beinhaltet.

Zwei Beispiele von Teilnehmenden mögen dies illustrieren:

Gott ist bekannt und sein Name ist herrlich
und doch hat niemand ihn je gesehen.

Kein Auge vermag dich zu schauen/ kein Gedanke dich erfassen,
 kein Herz dich aufnehmen/ kein Ohr deine Stimme ertragen,
 keine Seele dich spüren/ keine Hand dich greifen.
 Du bist bei mir/ und hörst mich nicht.
 Du hältst deine Hand über mir/ und ich falle.
 Du trittst für mich ein/ indem ich zerbreche.
 Grausam verteilst du deine Gaben.
 Der Preis ist mir zu hoch/ und doch machst du mich reich.
 Du zerreißt mich/ und läßt mich nicht los.
 Ich liebe dich/ und du verschwindest im Nebel.
 Ich hasse dich/ und du stärkst mir den Rücken.
 Ich komme nicht los von dir.
 Laß mich in Ruhe, Gott/ – aber geh nicht weg.
 Ich schreie, wenn du nicht hörst./ Ich fordere dich heraus.
 Zeige dich,/ damit ich es allen sagen kann,
 Gott ist bekannt und sein Name ist herrlich.

Gott

in Jerusalem herrscht das Maschinengewehr
 und die Gegner des Friedens triumphieren.
 Kaltschnäuzig foltern die Mächtigen ihre Gegner,
 und freudig reiben sich die Waffenhändler die Hände.
 Die Feinde der Menschlichkeit lachen dir ins Gesicht
 oder rufen: »Gott mit uns«!

Aber wo bist Du?!

Unberührbar und unerforschlich?
 Weit entfernt und milde lächelnd?

Mache dich auf, Gott!

zerbrich die Waffen und zerreiß die Schuldscheine,
 setze ein Ende der Jagd nach Macht und Geld!
 Richte die Bedrückten auf,
 Höre die Klage derer, die fragen: »Ist denn kein Gott?«

Nimm uns die Angst

vor denen, die mir Arroganz und Spatzwang regieren,
 die den Armen das letzte Hemd nehmen und die Reichen entlasten.

Nimm uns die Mutlosigkeit
 und das Gefühl, »man könne ja doch nichts tun«.

Halte den Traum ins uns wach/ nach einer Welt,
 in der wir im Einklang leben miteinander und mit dir.

Denn du bist doch Gott

ein Gott, der Recht und Gerechtigkeit liebt,
 ein Gott des Lebens, stärker als der Tod,
 ein Gott der Liebe, der das Unrecht haßt.

Mache dich auf Gott! /Zeige dich!

Steh zu deinem Wort!

Denn du bist Gott – und keiner sonst.

Aus pastoralpsychologischer Perspektive gesehen entstehen in einer solchen intensiven inneren Auseinandersetzung mit Gott ebenfalls Ansätze zu einem veränderten Selbstbild, zu einem veränderten Selbstverständnis: Wenn es möglich ist, in Aufnahme biblischer Vorbilder in dieser Weise mit Gott zu streiten und zu rechten,²⁰ dann hat das Rückwirkungen auf die eigene Selbsteinschätzung und Konfliktfähigkeit. »Ich glaube, ich bin etwas mutiger geworden«, sagt ein junger Pfarrer bei der Schlußauswertung.

Eine chassidische Geschichte sagt es so: »Ein armer Mann kam zum Radwiller Rabbi und beklagte sich über seine Armut. Der Radwiller hatte kein Geld, das er ihm hätte geben können, und tröstete ihn statt dessen mit den Worten des Bibelverses ›wen der Herr liebt, den züchtigt er‹. Sein Vater, der Zlotzower Maggid, der Zeuge war, sagte zu seinem Sohn: ›Das ist gewiß nicht der richtige Weg, den Notleidenden zu helfen. Man sollte den Bibelvers so verstehen: Denn wer den Herrn liebt, der soll mit ihm rechten.‹²¹

20 Vgl. dazu ausführlicher meinen Aufsatz »Wir sollen Gott zürnen und lieben ... Ein anderer Blick auf Ärger und Aggression im Glauben, in der Gottesbeziehung«. In: Wort und Dienst, Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule Bethel 24 (1997), 297ff.

21 Zitiert bei E. Fromm, *Ihr werdet sein wie Gott*, Reinbek 1991, 67.